

Christoph Wiesinger / Stephan Ahrnke (Hg.)

Erzählen

Ingrid Schoberth zum 60. Geburtstag



Christoph Wiesinger / Stephan Ahrnke (Hg.)

Erzählen

Ingrid Schoberth zum 60. Geburtstag

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

© 2019, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Satz: 3w+p, Rimpar

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-647-57322-9



Vorwort

Am 1. Mai 2018 feierte Ingrid Schoberth ihren 60. Geburtstag. Zu diesem Anlass und ihr zu Ehren fand vom 11.–12. Mai 2018 in Heidelberg im Moratahaus ein Symposium mit dem Titel „Erzählen“ statt.

Ingrid Schoberth hat sich im Laufe ihres Wirkens an verschiedenen Diskussionen beteiligt und facettenreiche Beiträge zu unterschiedlichen Fachdebatten geleistet. Ihre Impulse reichen von ihren systematisch-theologischen Anfängen in Bezug auf die „story“-Theologie Dietrich Ritschls, den Bibeldidaktischen Überlegungen, juristische Kooperation in Fragen des Urteilen Lernens, bis zu unterschiedlichen historischen, ästhetischen und allgemein praktisch-theologischen Bezügen. Dies spiegelt sich auch in den verschiedenen Beiträgen der Tagung wider, die im vorliegenden Band nun dokumentiert sind.

Allen, die am Symposium vorgetragen oder teilgenommen haben aus dem Kreis der Kolleginnen und Kollegen, Lehrerinnen und Lehrer, Schülerinnen und Schüler und Freundinnen und Freunde sei herzlich gedankt.

Wir danken der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und der Evangelischen Landeskirche in Baden für ihre finanzielle Unterstützung der Drucklegung.

Das Portrait von Ingrid Schoberth wurde von Wolfgang Schoberth fotografiert.

Unser Dank gilt ebenso Elisabeth Hernitscheck vom Verlag Vandenhoeck & Ruprecht für die Betreuung der Publikation.

Für die Korrekturen der Beiträge danken wir Christiane Hemberger-Ullrich, Charlotte Hohndorf, Carolin Kloß, Katharina Orth und Julia Tarkhounian.

Heidelberg im März 2019

Inhalt

Vorwort	7
<i>Stephan Ahrnke / Christoph Wiesinger</i>	
Einleitung: Erzählen	11
<i>Ingrid Schoberth</i>	
Zusammenfassung der Tagung und Dank	17
Erzählen: Horizonte	21
<i>Gerhard Marcel Martin</i>	
Erzählen am Ende Grenzgänge des Narrativen bei Zen-Meistern, in Haikus und bei Ernst Jandl	23
<i>Henrik Simojoki</i>	
Religiöse Bildung und das Recht zu erzählen. Eine postkoloniale Perspektive	39
<i>Gerhard Dannecker</i>	
Narrativität im Recht und ihr Beitrag zur Begründung rechtlicher Entscheidungen	53
Erzählen: Orte	85
<i>Ina Schaede</i>	
Erzählen nach dem <i>Visualistic Turn</i> – der Aktionskünstler Günter Brus als lebendes Kultbild	87
<i>Stephan Ahrnke</i>	
Didaktik des Zuhörens. Wie das Hören lehren kann	101

<i>Manfred Oeming</i>	
Erzählen lernen aus dem Alten Testament	
Die Geschichte von David und Goliath als Lehrstück narrativer	
Theologie und Pädagogik	119
<i>Marco Hofheinz</i>	
Christologie erzählen?	
Dogmatische Explorationen zu einer narrativen Christologie im	
Gespräch mit Karl Barth und Friedrich Mildenerger	143
Erzählen: Funktionen	173
<i>Wolfgang Schoberth</i>	
„Instruktion in einem religiösen Glauben“	
Überlegungen zur Religionspädagogik im Anschluss an eine	
Bemerkung Ludwig Wittgensteins	175
<i>Philipp Stoellger</i>	
Können Erzählungen Glauben machen?	
Zwischen sola scriptura und sola narratio	197
<i>Martin Hailer</i>	
Erzählung und Normativität	
Religionsphilosophische Berichte und Vermutungen	225
<i>Christoph Wiesinger</i>	
Imaginäre Subjekte und Erzählungen	249
Erzählen: Formen	263
<i>Ulrich Löffler</i>	
Taxonomie, Naturgemälde und das Gehen im Freien	
Der Bildungsplan 2016 und das Erzählen im Religionsunterricht	265
<i>Hartmut Rupp</i>	
Die biblische Paradiesgeschichte	
Eine narratologische Analyse in didaktischer Perspektive	283
Bibliographie I. Schoberth	307
Biographie I. Schoberth	317

Stephan Ahrnke / Christoph Wiesinger

Einleitung: Erzählen

Erzählen ist nicht nur zentraler, sondern konstitutiver Bestandteil der christlichen Tradition. Darum spielt auch die Reflexion der Narration in der theologischen Wissenschaft in unterschiedlichen Bereichen eine prägende Rolle: als mündliche bzw. verschriftlichte sprachliche Grundlage der Exegese, als Quelle und Form der Weitergabe der christlichen Historie, als theologisches Konzept in der Systematischen Theologie und als zu erforschende Praxis in der Praktischen Theologie. Die verschiedenen Erzähltraditionen des Christentums finden ihre Grundlegung bereits im Zeugnis der Bibel, die nicht nur, aber immer auch erzählenden Charakter hat. Sie bildet den Grundstein der jüdisch-christlichen Überlieferungstradition.

Dabei geht es um mehr als nur das einfache Erzählen von Geschichten. Vielmehr sind bereits in der Bibel die Erzählgründe und Erzählformen vieltalig und vielschichtig. Schon vor der Verschriftlichung dienten Erzählungen von herausragenden Ereignissen oder Menschen und deren Erfahrungen mit Gott dem Volk Israel der Identitätsbildung. Erinnerungen an Abraham oder Jakob konstituierten den Raum für (religiöse) Gemeinschaft. Zu den Zeiten des Volkes Israel, als dieses ohne lokales Heiligtum auskommen mussten, z. B. im Exil in Babylon, dienten Erzählungen der Fortsetzung und Sicherung des religiösen Kultus und war damit grundlegender Mechanismus der Identitätssicherung. Erzählungen waren und sind noch immer wichtige Grundlagen mit gesellschaftsprägendem Charakter. Die Verschriftlichung vieler dieser mündlichen Traditionen kann als Anpassung an die Notwendigkeit aber auch die entstehenden Möglichkeiten jeweiligen Zeitgeschehens gedeutet werden. Die Textproduktion sicherte zentrale Erzählungen für nachfolgende Generationen, führte dann aber gleichzeitig zu einer neuen Tradition des Nacherzählens verschriftlichter Erinnerungen. Dies gilt im hohen Maße auch für die Erzählungen des Neuen Testaments. Die Evangelien berichten als verschriftlichte Überlieferungen von den tradierten Geschichten Jesu von Nazareth. Der lebendige Umgang mit diesen Erzählungen in unterschiedlichen Formen macht das Christentum zur Erzählreligion. Paulus fasst es im Römerbrief in seine Worte, indem er den alttestamentlichen Propheten Jesaja aufnimmt:

„Wie sollen sie aber an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger? Wie sollen sie aber predigen, wenn sie

nicht gesandt werden? Wie denn geschrieben steht (Jesaja 52,7): ‚Wie lieblich sind die Füße der Freudenboten, die das Gute verkündigen!‘“ (Rom 10,14–15).

Die Verkündigung bildet einen bleibenden Ankerpunkt christlicher Religion durch die Geschichte. Luthers Diktum, dass der Glaube aus dem Wort komme, ist Ausdruck dieses Umstandes. Der Protestantismus hat diese Linie besonders ins Zentrum gerückt und sich selbst als Religion des verkündigten Wortes konstituiert und etabliert. Erzählungen spielen im Protestantismus heute daher sowohl im Kultus als auch in der Bildung eine prägende Rolle. In jedem Gottesdienst wird die Erinnerung an das Gemeinsame durch Lesungen praktiziert, durch Bekenntnisse iteriert und durch Gebete inszeniert. Predigten schaffen neue Narrative christlichen Glaubens auf Grundlage der Überlieferungen. In der religiösen Bildung spielt das Erzählen biblischer Geschichten bis hin zu Erzählungen über das Leben erinnerten Christinnen und Christen – von Mutter Theresa bis Dietrich Bonhoeffer – eine wichtige Rolle. Biographische Ausführungen und deren Erinnerungen bilden den Wesenskern seelsorgerlicher Gespräche und nehmen im Gemeindeleben einen zentralen Ort ein. Narrative bieten den Hörenden die Möglichkeit, die eigene Wirklichkeit im Lichte der christlichen Botschaft immer wieder neu zu deuten und zu erleben.

In Ingrid Schoberths Werk nimmt das Erzählen eine zentrale Stellung ein. Sie erinnert beständig daran, welche wichtige Bedeutung die biblischen Überlieferungen und die Geschichten des christlichen Glaubens in den Prozessen der Bildung einnehmen. Sie macht es sich zur Aufgabe, dass „die Heilige Schrift kein fremdes Buch bleibt, kein auratisches Heiliges, sondern den Schülerinnen und Schülern sich auftut“.¹ „Dabei wird ihr religionspädagogisches Anliegen sowohl im Blick auf die „story“ der Bibel, der Kirche und der Glaubenden deutlich: „Diese Wege erschließen die Bibel *wie* einen literarischen Text aber nicht bloß *als* einen literarischen Text neben anderen“². Verschiedene Perspektiven zu eröffnen und dabei stets anfänglich vom Glauben zu sprechen, sind ihr wichtige Anliegen. Diese theologischen und ästhetischen Resonanzräume für den Unterricht aufzuzeigen, hat sie sich zur Aufgabe gemacht und werden in ihren Werken deutlich.

Es war uns deshalb eine Freude zum 60sten Geburtstag von Ingrid Schoberth ein Symposium zum Thema „Erzählen“ zu veranstalten. Die hier vorliegenden Beiträge spiegeln wider, was die Vortragenden aus unterschiedlichen Perspektiven beigetragen haben. Dabei bildeten sich vier Felder aus, in denen sich die Ausführungen bewegten. Im ersten Abschnitt werden verschiedene *Horizonte* des Erzählens aufgezeigt, die das Feld des Erzählens vom Ende her beleuchten, ebenso wie aus postkolonialer und auch juristischer Perspektive. Im zweiten Teil werden konkrete *Orte* aufgesucht, die zum Erzählen provozieren. Am Ort der Performance-Kunst wird Erzählen stimuliert,

1 Schoberth, Ingrid, *Diskursive Religionspädagogik*, Göttingen 2009.

2 Schoberth, *Diskursive Religionspädagogik*, 200.

im Unterricht das Hören gelernt, im Alten Testament wird die Geschichte von David und Goliath als pädagogisches Lehrstück exploriert und in der Dogmatik in der Christologie exemplarisch reflektiert. Im dritten Teil werden verschiedene *Funktionen* von Erzählen zur Sprache gebracht. So wird die zentrale Aufgabe des Erzählens in der Religionspädagogik aus systematisch-theologischer Sicht betont, die Frage nach dem „sola“ zwischen scriptura und narratione verhandelt, verschiedene Normativitätsansprüche von Erzählungen differenziert und die Wirkung von Erzählungen auf die Subjektkonstitution reflektiert. In einem vierten Teil werden *Formen* des Erzählens zwischen Humboldt und dem Bildungsplan und anhand der Paradiesgeschichte exemplifiziert. Ingrid Schoberth hat spontan selbst einen Tagungsrückblick gehalten, der im Anschluss an das Vorwort als Anregung zu den Beiträgen folgt.

Drei Beiträge konnten aus verschiedenen Gründen leider nicht mündlich am Symposium vorgetragen werden. Da diese im Rückblick von Ingrid Schoberth nicht berücksichtigt sind, sollen sie hier kurz vorgestellt werden:

Marco Hofheinz analysiert als Systematischer Theologe das Verhältnis seiner Disziplin zum Erzählen bzw. genauer, zur Frage einer narrativen Theologie. Die Grundkonstante, um die sich dabei seine Gedanken kreisen, ist der Name Jesus Christus und die damit einhergehende Notwendigkeit, dass eine Entfaltung dieses Namens zu einer Erzählung nötig ist. „Von Jesus muss erzählt werden“. In der Tradition Ritschls legt er dar, dass darin aber noch keine Aussage über den Charakter der Arbeit der Theologie getroffen wird. Denn auch, wenn Ritschls Diktum der „story als Rohmaterial der Theologie“ Narrationen ins Zentrum rückt, so ist die Tätigkeit der Theologie selbst nicht narrativ zu fassen, sondern als ein Kanon an „Suchaktion, Interpretation, Explikation, Argumenten und Neukonstruktionen“. Hofheinz zeigt, dass es Friedrich Mildenerger war, der ein Konzept des Theologietreibens darlegte, das als narrative Namenstheologie betrieben wurde. In einer entschiedenen Abwehr, Ontologie zu betreiben, entfaltet er eine antimetaphysische Geistchristologie. Dies geschah einerseits im Nacherzählen der Geschichte des Namens Gottes und andererseits im Nacherzählen der Geschichte des irdischen Jesus. Gerade in Kreuz und Auferstehung, so Mildenerger, spitzt sich die Strittigkeit Gottes zu. Doch durch diese Erzählungen werden ebenfalls strittige Lebenserfahrungen zugunsten des Lebens zur Sprache gebracht. Mildenerger wählt, so Hofheinz, für die Nacherzählung die *ordo salutis*, die in einer spezifischen Reihe entfaltet wird. Hier zeigt Hofheinz jedoch die entscheidende Schwäche bei Mildenerger auf. Einerseits, da bei diesem jene Anthropozentrik aufscheint, in der Jesus als Urbild wahren Menschseins verstanden wird. Andererseits, weil Mildenergers geistchristologisches Paradigma im Verdacht steht, wesentliche andere Aspekte der Christologie, so wie sie sich exemplarisch etwa beim Evangelisten Markus zeigen, zu vernachlässigen. Das führt Hofheinz dazu, die narrativen Dimensionen Karl

Barths in den Blick zu nehmen. Den breiten Konsens der Forschung aufnehmend, dass Barths Theologie einen inhärenten narrativen Wesenszug trägt, wird an der Umformung der Zwei-Naturen-Lehre der Kirchlichen Dogmatik exemplarisch gezeigt. Durch die Geschichte der Erniedrigung wie auch der Erhöhung werden die Transformationen sichtbar. Anders als bei Mildenberger wird so das Sein im Verhältnis zu Geschichte dargelegt: „Christus ist, was er tut.“ Die enge Verklammerung von Werk und Person wird narrativ expliziert. Damit legt Hofheinz dar, wie sehr Erzählungen und Geschichten, narrative Explikation und dogmatische Arbeit miteinander verknüpft sind, ohne dass die eine Dimension zugunsten der andere aufgegeben werden kann. Das Argument, als Form des Theologietreibens, steht nicht im Gegensatz zur Narration, sondern beide verschränken sich wechselseitig.

Wolfgang Schoberth geht in seinem Beitrag einer kurzen Überlegung Wittgensteins nach, mithilfe derer er auf ganz grundsätzliche Fragen zur Religionspädagogik stößt. Wittgenstein stellt fest, dass wir uns selbst nicht über das hinweg täuschen können, was wir wollen, wünschen oder glauben. Glaube wird im Weiteren als Bezugssystem entfaltet, welches als System jeder Aussage innerhalb des Systems seine Aussagekraft verleiht, aber die Frage nach dem Verhältnis von verschiedenen Systemen aufwirft. Verstehen kann es nur im systemischen Zusammenhang geben, welcher jedoch immer vorausgesetzt ist. Formal gesprochen: Ein Punkt an sich ist sinnlos; erst das Koordinatensystem bestimmt dessen Angabe und unterschiedliche Koordinatensysteme leiten aus einem Punkt an einer Stelle völlig andere Bedeutungen ab. Um daher einzelne Aussagen eines Glaubenssystems zu verstehen, muss jenes vorausgesetzt und damit erlernt sein. Ist es erlernt, kann auch daran gezweifelt werden. Was und wie gelernt wird, wird durch den Rahmen bestimmt. Da dieser grundlegend ist und immer schon vorausliegt, kann sich dafür nur entschieden, er aber nicht sukzessive angeeignet werden. Die Metapher des Lernens eines religiösen Bezugsrahmens gleicht damit dem Erlernen einer Muttersprache. Der Sinn muss sich von innen heraus erschließen und kann nicht vergleichend erlernt werden. Verstehen ist damit auch nicht ein Nachvollzug einer Aussage, sondern die grundsätzliche Möglichkeit von Artikulation dessen, was jetzt ansteht, immer innerhalb des Bezugssystems. Die Praxis und ihr Bezugsrahmen sind damit untrennbar miteinander verbunden. Wäre dies nun rein abstrakt gedacht, würde Religion als Bezugsrahmen sich von etwas Anderem ableiten können. Konkret geht es dem christlichen Glauben jedoch um das Ganze des Lebens, d. h. es will nicht nochmal ableitbar sein und muss als solcher auch verstanden werden: als konkretes Ganzes. Glaube kann nicht herbeigeführt werden, sondern nur als Wirkung und Gegenwart des Geistes Gottes aufgefasst werden. Im letzten Schritt werden die religionspädagogischen Konsequenzen bedacht. Die Religionspädagogik agiert im Zwischenraum. Unter Anerkennung der Akzeptanz des anderen und durch das Einbringen der eigenen Perspektivität werden Ambiguitäten produktiv und das christliche Weltbild in seiner Vielfalt und Diskursivität ein-

gebracht. So sollen Systeme in Bewegung gebracht werden, dass die Kriterien, das Leben zu beurteilen, auf das ausgerichtet werden, was aus dem Glauben kommt. Der Glaube gibt Gottes Gegenwart zu erkennen, in die gemeinsam geteilt hineingewachsen wird. Was sich bewegt muss transformierend angeeignet werden. Aufgabe der Religionspädagogik ist somit, Wege zu dieser bewegenden Begegnung zu eröffnen.

Hartmut Rupp legt in seinem Beitrag dar, wie eine genaue Analyse von Erzählungen und deren Struktur Räume eröffnet, die zur produktiven Rezeptionsarbeit mit den biblischen Texten anregt. Ausgehend von einer allgemeinen Konjunktur des Erzählens werden die religionspädagogischen Auswirkungen beleuchtet. Mit dem Ziel, eigenes Erzählen anzuregen, wird die Paradiesgeschichte aus Gen 2–3 narratologisch entfaltet. Ein Textabschnitt also, der im Bildungsplan für Baden-Württemberg zum Teil für die Klasse 5/6 und vor allem in der Klasse 9/10 als Beispieltext vorgeschlagen wird. In einer genauen und umsichtigen Untersuchung werden die Handlung, der Erzähler und seine Art, der Raum, die Figuren, der intendierte Leser und die Kontexte der Erzählung analysiert. So plädiert Rupp, in dem Text einen Mythos zu sehen, der das Verhältnis der Leser zu ihren Lebensumständen genauer wahrnehmen lässt. Die verschiedenen Szenen des Textes lassen Grundmotive unserer Existenz zum Vorschein treten: Trennungs- und Todesangst, Scham, Lust und die Sehnsucht nach Gemeinschaft. Gott tritt in wechselnden Rollen auf: mal als Gärtner, der den Garten pflanzt, mal als Töpfer und auch als Chirurg. So wird die Erzählung im Erzählen zum kommunikativen Ereignis, das die Erzählung vertrauter macht, zu eigenem Erzählen anregt und Fragen sowie Deutungen evoziert.

Am Ende folgen eine Bibliographie, die die Arbeit Ingrid Schoberths dokumentiert und eine biographische Darstellung, die die Jubilarin uns dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hat.

Ingrid Schoberth

Zusammenfassung der Tagung und Dank

„So haftet an der Erzählung die Spur
des Erzählenden wie die Spur der
Töpferhand an der Tonschale.“
Walter Benjamin – Der Erzähler

Zunächst mein aufrichtiger Dank für diese beiden intensiven Tage der gemeinsamen wissenschaftlichen Reflexion.

Es sollen hier nicht inhaltlich alle Aspekte wiedergegeben werden. Die einzelnen Beiträge werden dann selbst sprechen und die je spezifischen Themen zur Darstellung bringen, die dieser Spur folgen, die mit dem Thema des Symposiums gelegt wurde: die Spur der Töpferhand an der Tonschale.

Ich will nur in Kürze inhaltlich Danke sagen und dabei den Weg abgehen, den wir auf dem Symposium gegangen sind:

Es macht Sinn, mit dem Ende des Erzählens, am Ende des Lebens zu beginnen, wie es *Marcel Martin* mit uns unternommen hat und mit uns hineingegangen in die Haiku-Tradition, die er für uns in seinem Vortrag narrativ erschlossen hat. Das Sperrige und Unbequeme lässt sich im Leben nicht aussparen; das weiß man auch mit 60 schon ganz gut. Darum beginnt die Tagung damit, sich dem Phänomen des Erzählens von ganz woanders her anzunähern. Es geht um das Phänomen des Erzählens in seinen Facetten. Und weil es ein Phänomen ist, das sich in so vielen schönen, anspruchsvollen und auch herausfordernden Momente zeigt, wissen wir, dass die Anstrengung ums Erzählen noch nicht zu Ende ist.

Zwischen dem Ende der Erzählung und der Erfahrung, dass das geordnete Gefüge der Erzählung(en) gestört wird, wie wir das mit der Begegnung mit den Störzonen bei dem Aktionskünstler Günter Bruns ja geradezu durchgearbeitet haben, fällt ein Licht auf das Erzählen, das dem Erzählen das bloß Kindliche nimmt. Einen ästhetischen Zugang hat uns *Ina Schaeede* eröffnet, in der Spannung von Performanz, Präsentation, Deutungsmacht und ästhetischer Verweigerung.

Stephan Ahrnke suchte in seinem Vortrag eine gewichtige Dimension der narrativen Erfahrung mit biblischen Texten auf und hat einen Zugang dazu dargelegt, das Lesegeschehen biblischer Texte nicht nur vom Erzähler her wahrzunehmen. Hören wird zur Voraussetzung der Begegnung Gottes und des Menschen im Wort und provoziert Aspekte einer Didaktik des Zuhörens/Hörens. Die Schönheit, die dem Erzählen anhaftet bleibt auch nach wie vor eine Herausforderung, die mit ihm gegeben ist und schärft ein, das Recht auf das Erzählen nicht zu verlernen, sondern in seinen das gemeinsame Leben bereichernden Dimensionen vor allem auch für die interreligiöse Begegnung festzuhalten.

Das hat uns *Henrik Simojoki* mit Blick auf ein Projekt in Bamberg gelehrt und im kritischen Diskurs auf die Notwendigkeit von Narrativen im kulturellen Aushandlungsprozessen unserer Gegenwart hingewiesen; im Sinne einer postkolonialen Aufmerksamkeit und Sensibilisierung für narrative Prozesse, sind wir den Spuren gemeinsamen Lebens nachgegangen, zu der die Gegenwart uns angesichts einer Pluralität von Option für das Leben und Handeln verpflichtet.

Der Neugewinnung der Narratologie gab *Philip Stoellger* für die Wahrnehmung des *sola scriptura* Raum; mit dem aktuellen Diskurs zur Narratologie konstatiert er die Ambivalenz der Narrative, die zwischen symbolischer und diabolischer Narratologie sich hin und her bewegen; Narratologie befindet sich immer auf der Schwelle. Denn Gleichnisse etwa können ‚Glauben machen‘ oder aber auch Glauben vertreiben; es steht ein Sprechen-lernen an, das nicht einfach in Ordnung bringt, sondern das Neue in den Blick nimmt. Damit bleiben die Narrative störend und auch verstörend zugleich, virtuos ambivalent. Das gibt vor allem auch der Religionspädagogin zu denken, die Textbegehungen eröffnen muss und sich nach Formen der Interpretation für religiöse Bildungsprozesse ausstreckt und sucht. Hier wird es darum gehen, die Eigenmächtig der Erzählungen/Gleichnisse im Spannungsfeld von Verfügung und Widerfahrnis zu berücksichtigen. Mit den Gleichnissen hat uns Philip Stoellger eindrücklich dargelegt, dass es damit um den Erzählgott, der Erzählgnade zu tun ist und nicht um den erzählten Gott, gerade weil solche narrativen Formen das Nicht-Erzählen-Können übergangen. Diese Differenz gilt es neu im Gebrauch der Schrift durchzuspielen und zu erproben.

Um das Recht eines strukturierten Bildungsplanes war es mit *Ulrich Löffler* zu tun. Das bleibend fragile Geschehen religiöser Bildung gerade auch an der Schule hat Löffler mit eindrücklichen Beispielen in die Beziehung zur Gottesgeschichte mit den Menschen gestellt; das Scheidungskind, der Bruderstreit in der Familie, der sich Gehör verschafft mit der Geschichte vom verlorenen Sohn und das neugierige Fragen des russischen Schülers mit seinem ganz eigenen und oft fremden Fragen, provozieren zu gutem Unterricht, der mit Alexander von Humboldt, dem Naturforscher, zu neuen Wegen der Wahrnehmung aufbrechen lässt. Was kann auch tröstend die Schülerinnen und Schüler mit ihren Lebensgeschichten erreichen? Kann die je spezifische Lebensgeschichte der Schüler zu einem Resonanzraum werden für christliche Religion? Gelingt das mit dem neuen Bildungsplan vielleicht besser, weil er eine Komplexität in der Vorbereitung von Unterricht zulässt, Zusammenhänge aufzeigt, sich vom bloßen Aneignen unterscheidet und notwendig unterscheiden muss?

Teilzunehmen an einer alttestamentarischen Narration mit *Manfred Oeming* in der Vielfalt alttestamentlicher Bezüge, war das große Glück unseres Vormittags. Das Erzählen als eine Form alttestamentlichen Denkens bis hin zum kunstvollen und humorvollen Lesen der Geschichte von David und Goliath hat uns in die Originalität und Kreativität des Geschichtenschreibens des Alten Testaments hineingeführt.

Und schließlich die neuen Überlegungen zum Forschungsvorhaben von *Christoph Wiesinger*, der inmitten einer das Subjekt zentrierten und darauf ausgerichteten Religionspädagogik nach neuen Wegen der Rede von Subjekt religiösen Lernens sucht; deutlich ist geworden, dass der Schüler und die Schülerin andere Kontexte braucht als nur das vermeintliche Selbst, das sich bespiegelt. Philosophie und sozialwissenschaftlicher Reflexionen unterstreichen diese Suche nach einem Verstehen dessen, der sich anschickt, religiös gebildet zu werden. Nach der Dekonstruktion des Subjekts zeigt sich die Aufgabe, die weiterhin gültige Intention aus dem Subjektivismus zu lösen. Was konstituiert jeweils das, was wir Subjekt nennen? Die vorgestellte Destruktion der Subjektphilosophie ist die theoretische Basis für die Weiterarbeit.

Gerhard Dannecker prüfte den Ort der Narrativität im Recht; passt Recht und Narration nicht doch zusammen? Auch in der Rechtspolitik arbeitet man immer öfter mit Narrationen. Wann geht es um den Appell an den gesunden Menschenverstand? Juristische Reflexionen eröffneten die Wahrnehmung des Narrativen im fremden, juristischen Kontext.

Martin Hailer fasst ein wesentliches Moment des Nachdenkens über die Wahrnehmung und Auslegung der Narration zusammen, indem er der Nichtbeliebigkeit der Erzählungen systematisch nachging. Verschiedenen Typen normativer Ansprüche in der Wissenschaftsgeschichte nahm er auf und referierte in Unterscheidung dazu die theologische Rede von der Lebensform des Seins in Christus. Begriffliche Begründungsstrategien scheinen hier zum Scheitern verurteilt. Eine Lebensform wird nicht begründet, sondern bewohnt, und so zeigt sich ihre Plausibilität.

Das nun einige wenige Einblicke, die wir in ihrer Tiefe auf diesem Symposium haben nachgehen und nachdenken dürfen. Ich bin dankbar.

Erzählen: Horizonte

Gerhard Marcel Martin

Erzählen am Ende

Grenzgänge des Narrativen bei Zen-Meistern, in Haikus und bei Ernst Jandl

Seit ihrer Erlanger Dissertation vor fast dreißig Jahren (1989/90) beschäftigt sich Ingrid Schoberth mit Vollzügen des Erzählens im Spannungsfeld von Erinnern und Erwarten zugunsten geistes-gegenwärtigen Glaubens und Handelns. Titel und Untertitel dieser Arbeit: Gedächtnis und Gewissheit. Gegenwart aus der Erinnerung der *story* Gottes mit den Menschen.¹

Nach fast dreißig weiteren Jahren, anlässlich ihres 60. Geburtstags, werden auf diesem Symposium aktuelle Fragestellungen zum Bereich „Erzählen“ thematisiert. Und, eingeladen zu einem eigenen Beitrag, kam ich auf die Idee, mich dem Thema fern-östlich am Material von japanischer Todeslyrik, dann aber auch westlicher in offenen Entsprechungen zu Texten von Ernst Jandl („gedichte an die kindheit“) und von wenigen weiteren Autoren zu nähern.

Sammlungen letzter Worte, oft szenisch eingebunden, gibt es zahlreich – historisch, aber auch zeitnäher, religiös aufgeladen und auch profan: die sieben letzten Worte Jesu am Kreuz, zusammengetragen aus den vier Evangelien, oder – was mir aus einem Klassenaufsatz aus meiner Gymnasialzeit einfiel: der Flugzeugbaupionier Otto Lilienthal, beim Absturz: „Opfer müssen gebracht werden.“ Solche Äußerungen haben oft ein doppeltes Pathos an sich. Sie können eine letzte wichtige Mitteilung des Abschied Nehmenden sein: Vielleicht, dass mit den letzten Atemzügen ein Lebensgeheimnis gelüftet, eine Lebenslüge in letzter Minute aufgedeckt wird, oder dass eine Wahrheit heraus, ein Knoten sich lösen will. Pathetisches kann sich aber auch bei den Zurückbleibenden einstellen: Dabei zu sein, wenn ein Sterbender ein letztes Mal noch eine Botschaft an die in diesem Moment Anwesenden zum Ausdruck bringt.

Die Texte, auf die ich eingehen möchte, sind viel nüchterner, schon darum, weil sie selten etwas Spontanes, Unkalkulierbares an sich haben, zumeist auch in deutlichem Abstand zur Todesstunde verfasst sind.

In ihrem Vorbereitetsein, aber auch nur darin, sind unsere Texte gattungsmäßig jenen kurz gehaltenen, autobiographisch verfassten Texten vergleichbar, die die entscheidenden Lebensdaten zusammentragen und mit dem Ziel geschrieben werden, zumeist als einziger Redebeitrag überhaupt bei der Trauerfeier des Verstorbenen verlesen zu werden. Bei Karl Jaspers' Abdankung etwa verlas einer seiner Schüler, Hans Sahner, den vom Verstorbenen selbst

1 Veröffentlicht unter dem Titel: Erinnerung als Praxis des Glaubens.

verfassten Nachruf – ein A4 Blatt.² Dieses Muster hat seine Herkunft wohl – jedenfalls auch – eher im Leben der reformierten Kirche und pietistisch aufgeschlossener, freikirchlicher Gemeinschaften, etwa bei den Herrnhutern. Mag hier eine Gattungsnähe behauptet werden können, *unvergleichbar* ist die biographieferne Grundausrichtung der hier in den Blick genommenen Gedichte und Haikus – eine den konkreten Lebensdaten gegenüber spröde, weil ästhetische transponierte, genauso konkrete wie generalisierende Äußerung über die *condition humaine* in der *condition générale* weltlich endlichen Existierens: Kommen und Gehen.

Zu meinen Materialien

Kurz zu meinen Materialien: Auf die Texte von Jandl („gedichte an die kindheit“)³ stieß ich anlässlich meines eigenen 60. Geburtstags. Sie überraschten mich in ihrer sprachlich und denkerisch verspielten Ernsthaftigkeit, thematisieren sie doch vorletzte und letzte Blicke auf das dem Ende zugehenden Lebensgeschehen. Jedenfalls lese ich das folgende Gedicht quasi als eine Lebensbilanz, auch darum, weil es von den fünfzehn Texten an vorletzter Stelle steht:

mehr nicht

weinend fahre ich nach
 haus
 wo bin ich denn gewesen?
 ich bin in der großen
 stadt münchen gewesen.
 mehr steht hier nicht zu
 lesen. (Jandl 14 / 350)

Und um sogleich eine erste Probe in einer gewissen Entsprechung zu Jandl aus den Japanischen Texten zu zitieren (von Gizan Zenrai / 1878; 98):

I was born into this world
 I leave it at my death.
 Into a thousand towns
 My legs have carried me,
 And countless homes –
 What are all these?
 A moon reflected in the water
 A flower floating in the sky
 Ho!⁴

2 Vgl. Martin, Beziehungsverhältnisse, 228.

3 Jandl, gedichte. Zitiert nach Jandls Nummerierung (1–15) und nach der Seitenzahl.

4 Hoffmann, Death Poems. Die Seitenzahlen im laufenden Text beziehen sich auf dieses Werk; Jahresangaben hinter den zitierten Autoren betreffen zumeist deren Todesjahr.

Zurück zu Jandl: Zu meinem Fest postete ich einige Texte von Jandl in Großdruck an die Wände der Alten Mensa in der Marburger Altstadt, in der gefeiert wurde. Damals hatte ich den Eindruck, dass man zum *Sechzigsten* mit dem Thema abschiedlichen Lebens – wenn überhaupt – ziemlich unbefangen umgehen kann, anders als an der Schwelle der Emeritierung oder gar an späteren „runden“ Geburtstagen. Die Begründung dafür: Mit 60 ändert sich eigentlich gar nichts. „Danach“ geht es so weiter wie „davor“ – nur dass frau / man wirklich gefeiert, gewürdigt, geehrt wird, dass Werk und Person akademisch festlich ins Scheinwerferlicht gerückt worden sind. So heute und morgen!

Und zu den japanischen Literaturgattungen: Als Japanreisender und Gastprofessor an der buddhistischen Otani-University in Kyoto beschäftigten mich u. a. auch die Literaturgattung und die Ausdrucksmöglichkeiten von Haikus. Dabei stieß ich tatsächlich eher zufällig auf den Sammelband: *Japanese Death Poems. Written by Zen Monks and Haiku Poets on the Verge of Death.*⁵ Und schließlich entdeckte ich – westlich – frühe Haiku-Versuche des Schwedischen Literatur-Nobelpreisträgers Tomas Tranströmer.⁶

Ohne mit Bescheidenheit zu kokettieren: Je länger ich mich mit der Sache und der Idee meines doppelten und dreifachen Zugangs beschäftigte, desto deutlicher wurde mir, dass es dabei nur um einen Quereinstieg gehen kann, um eine tangentielle Annäherung, vielleicht sogar lediglich (aber immerhin!) um einen Streifschuss. Erwarten Sie bei diesem Auftakt des Symposions also alles und nichts. Ich habe trotzdem die Hoffnung, dass sich Erfahrungs- und Diskursfelder anfänglich öffnen.

Zum Titel: „Erzählen am Ende“ hat ja zumindest zwei Lesarten – eine negative, eine affirmative. Zum einen könnte zum Ausdruck gebracht sein: mit dem „Erzählen“, mit allen Detail-*stories* und mit jeder Art von Gesamt-*story* ist es aus, „Erzählen“ geht nicht mehr; zum anderen könnte in der Formulierung aber auch die Frage stecken: Was ließe sich *am Ende* eines Lebens „erzählen“? Was könnte frau / man in dieser Situation dann doch oder überhaupt erst „erzählen“? In Anbetracht meiner Materialien sind beide Aspekte unbedingt und nah miteinander verbunden.

1. Zur japanischen Haiku Dichtung – Form und „Botschaft“

Bei Haikus handelt es sich um eine japanische literarische Gattung mit einer langen geschichtlichen Entwicklung, die bis ins 12. / 13. Jahrhundert zurück reicht. Haikus sind der Form nach aus größeren, bisweilen auch dialogischen Kompositionen als Segmentierung eines bestimmten Teils hervorgegangen.

5 Vgl. Anm. 4.

6 Martin, Tranströmer, 169–176.